

GARY

VICTOR

IM NAMEN

DES KATERS.

KRIMINAL-

ROMAN

Madame Rigou, eine Nachbarin, zu der Mireya früher zum Spielen gegangen war, die einzige Person im Viertel, mit der Azémar einige Worte wechselte, sagte ihm, sie sei erleichtert, dass er noch lebe. Sie hatte die Feuerstöße aus den automatischen Waffen gehört. Jeder hatte verstanden, dass sie ihm, dem Inspektor, gegolten hatten, der den Ruf eines ehrlichen Polizisten hatte, wenn man davon absah, dass er die Dienste bestimmter Motorradtaxifahrer oft unentgeltlich in Anspruch genommen und sie gelegentlich mit seiner Waffe bedroht hatte. Von Madame Rigou, die es, wie er ihr ansah, Überwindung kostete, davon zu sprechen, erfuhr er, dass eine Stunde vor dem Überfall Männer auf Motorrädern vorbeigekommen waren und allen Anwohnern empfohlen hatten, sich in ihren Häusern zu verbarrikadieren, denn bald würde es Kugeln regnen. Sie konnte oder wollte keinerlei Angaben zu den Männern machen. Ein Jeep des nächsten Kommissariats setzte einen Trupp bewaffneter Polizisten ab, die Dieuswalve Azémars alten Nissan untersuchten. Man stellte ihm einige Fragen, was passiert war. Er bequeme sich, ihnen mitzuteilen, er habe einen Verdacht, wer hinter dem Angriff steckte, die Sache stehe aber im Zusammenhang mit einer streng geheimen Untersuchung, weshalb er keine weiteren Einzelheiten nennen könne. Dann rief er seinen Mechaniker an und bat ihn, das Auto abzuholen, wenn die Polizisten mit der Spurensicherung fertig waren. Die Kollegen rieten ihm, die üblichen Vorsichtsmaßnahmen einzuhalten. Drei Polizisten baten ihn um Autogramme und wollten sogar mit ihm fotografiert werden. Weiter oben in der Hierarchie war man sicher nicht erfreut darüber, dass er bei der Truppe so beliebt war.

Er ging anschließend zu Fuß zum Platz des Viertels. Die Motorradtaxifahrer an der Kreuzung wechselten eilig den Standort, um diesen übel beleumundeten Kunden nicht befördern zu müssen. Er rief ein Motorradtaxi, das leer vorbeifuhr. Der Fahrer, der ihn nicht kannte, hielt an. Er stieg hinten auf und nannte ihm sein Ziel. Die Fahrt dauerte nur einige Minuten. Es war Samstagvormittag, und der Verkehr war um diese Zeit flüssig. Der Inspektor zahlte anstandslos. Er durfte nicht auffallen. Die Stelle, an der er abgestiegen war, war nur wenige Meter von Mademoiselle Lebreniers Haus entfernt. Er bummelte umher, bis er einen Laden namens *Chez Nana* erblickte, wo zwei Männer aufgestützt auf dem Tresen Schnaps tranken. *Tranpe*, nach dem Geruch, der ihn in der Nase kitzelte, zu schließen, handelte es sich um *bwa kochon\**. Kein Geschäft dieser Art konnte sich erlauben, keinen *tranpe* zu verkaufen. *Soro! Bwa kochon!* Und vor allem *puren kleren!* Rum wurde zwar gelegentlich gekauft, aber nichts konnte sich mit diesen volkstümlichen Getränken messen. Dieuswalve bestellte einen *soro*. In einem Fernseher an der Wand lief ein Fußballspiel aus der spanischen Liga. Ein Ventilator ganz in der Nähe war trotz der Hitze ausgeschaltet. Der Inspektor bat, ihn einzuschalten, aber es gab in der Stadt um diese Uhrzeit keinen Strom. Der Fernseher war mit einem Solarpanel verbunden.

»Der *soro* ist gut hier«, sagte der Inspektor.

Er log. Der *tranpe* war von keiner besonderen Qualität.

»Nicht besser, als der *bwa kochon*«, bemerkte einer der beiden Männer, ein großer Kerl, wahrscheinlich ein Maurer, denn er hatte eine schlecht verschlossene Tasche auf den Knien, aus der der Griff einer Kelle ragte.

»Ich lasse auf meinen *kleren* nichts kommen«, sagte der andere, die Hand auf seinem Glas, als wollte er verhindern, dass jemand seinen Schnaps vergiftete.

Ein Paranoiker, schloss der Inspektor.

Einer der Spieler verfehlte das Tor, als der Torwart bereits geschlagen war, und die beiden Männer schrien vor Verdruss gleichzeitig auf. Der Inspektor beuge sich zu ihnen hin.

»Können Sie mir eine Auskunft geben?«, fragte er.  
Sie musterten ihn rasch. Das war kein x-Beliebiger, der sich nur sein Glas *soro* bezahlen lassen wollte.  
»Kommt darauf an«, antwortete der, der wahrscheinlich ein Maurer war, vorsichtig.  
Dieuswalwe Azémar trank sein Glas aus und bestellte ein zweites.  
»Morgen ist mein Geburtstag. Ich möchte mir mal gutes Fleisch gönnen.«  
»Ah«, sagte der andere. »Singst du dann auch?«  
»Es wird sicher Gitarre gespielt. Aber ich singe nicht.«  
»Lädst du uns ein?«, fragte der Maurer.  
Der Inspektor überhörte die Frage.  
»An wen könnte ich mich wenden, um eine Katze zu kaufen?«  
»Guirand«, sagte der Paranoiker. »Er hat immer welche zu verkaufen. Seinetwegen kann niemand hier im Viertel eine Katze halten.«  
»Hat er nie Ärger mit den Besitzern der Katzen gekriegt?«, wunderte sich Azémar.  
»Jedenfalls traut sich niemand mehr, sich eine Katze anzuschaffen«, sagte der Maurer.  
Die Wirtin sah sie mit angewiderner Miene an.  
»Wenn ihr mir nicht Geld für den Schnaps zahlen würdet, würde ich euch rausschmeißen. Katzen essen? Ihr ekelt mich an.«  
Der Paranoiker brach in Gelächter aus und ließ seine tabakgeschwärzten Zähne sehen.  
»Wenn du einmal Katzenfleisch probierst, willst du immer wieder welches. Ein feineres Fleisch gibt es nicht.«  
»Sänger essen es, um eine klare Stimme zu bekommen«, bemerkte der Maurer.  
Die Wirtin stemmte die Hände in die Hüften.  
»Einen Sänger, der Katzen frisst, streiche ich aus meinem Repertoire.«  
Der Inspektor konnte es der Frau sehr gut nachfühlen, aber er musste Georges zurückbringen, wenn er noch am Leben war.  
»Wo kann ich Guirand finden?«  
»Du steigst die Treppe in die Schlucht hinunter«, erklärte der Maurer. »Auf halbem Weg findest du ein Haus, vor dem handgemachte Gegenstände ausgestellt sind.«  
»Er ist Künstler«, sagte der Paranoiker, die Hand immer noch auf seinem Glas. »Wenn du bei dir zu Hause eine Feier veranstaltest, dann pass auf. Die Straßen sind nicht mehr sicher für Leute, die Alkohol und Katzenfleisch mögen.«  
»Warum?«, fragte der Inspektor.  
Der Maurer sah ihn kopfschüttelnd an.  
»Du bist nicht von hier. Da gibt's einen, der was gegen uns hat und der Katzenessern die Kehle abschneidet.«  
Er machte eine sehr deutliche Geste mit der Handkante auf dem Hals.  
»Wir sagen das nicht, um dir das Fest zu verderben«, entschuldigte sich der Paranoiker, der immer noch nach jedem Schluck das Glas mit der Hand bedeckte. »Nimm dich in Acht! *Tafia*\*-Trinker aller Länder! Vereinigt euch!«  
»Vielen Dank«, sagte der Inspektor. »Euer Schnaps geht auf mich.«  
Der Maurer und der Paranoiker hielten der Wirtin eilig ihre Gläser hin.

\*

Die Treppe in die Schlucht war nicht schwer zu finden. Ein irrwitziger Anblick bot sich einem, sobald man durch das rostige Tor vor den Betonstufen trat, die irgendeine NGO

gebaut hatte: Wenn an diesen vom Staat vergessenen Orten irgendetwas entstand, war klar, dass es von einer dieser Einrichtungen stammte. Das verbliebene Grün wurde von den Mauern einiger bürgerlicher Häuser, darunter dem von Mademoiselle Lebrenier, geschützt. War den Reichen, die diese Inseln des Überflusses bewohnten, klar, dass der Ozean des Elends um sie herum sich zwangsläufig eines Tages zu einem Tsunami aus Frustration und Wut auftürmen würde? Der Inspektor rückte seine dunkle Brille zurecht, die er eher trug, um der Realität eine andere Farbe zu verleihen, als um sein Schielen zu verbergen. Er kam Frauen und Männern entgegen, die mit Eimern voll Wasser die Stufen hochstiegen. Sie kamen von einer alten Quelle am Grund der Schlucht zurück, die von derselben NGO eingefasst worden war, damit die Bewohner der Gegend Zugang zum kostbaren Nass hatten.

Er kam zu dem Haus, das er suchte. Ein Schild aus einem Stück Blech vermeldete: *Kay Guirand. Atis-pent\**. Der Inspektor betrat eine Galerie\*, an deren Wand handgefertigte Gegenstände hingen: Ketten, Armreifen, Statuetten, Fahnen, Becher, Schlüsselanhänger. Geschmacklose Bilder. Wer würde hier hinuntersteigen, um diese völlig wertlosen Artikel zu kaufen? Ein Mann, der auf einem niedrigen Stuhl saß und sich die Nägel feilte, beobachtete ihn über den Rand seiner Brille in den Farben der haitianischen Flagge.

»Was willst du kaufen?«, fragte er den Inspektor.

»Morgen Abend habe ich eine Feier«, sagte Dieuswalwe Azémar. »Mein Magen muss für den Alkohol in Topform sein.«

Er summt ein von den *kaka-kleren* immer noch sehr geschätztes Lied von Roger Colas. Der Mann fasste Vertrauen und lächelte.

»Du fängst ja schon früh an, dich volllaufen zu lassen, mein Freund.«

»Bist du Guirand? In dem Laden *Chez Nana* hat man mir versichert, dass du mir beschaffen kannst, was ich brauche.«

»Der bin ich«, sagte der Mann.

»Ich hab schon zu lange kein gutes Fleisch mehr gegessen.«

Guirand legte die Nagelfeile weg und stand auf.

»Wenn du Cash hast, ist das eine leichte Sache.«

»Machst du mir einen guten Preis?«

»Komm mit, wir werden uns schon verständigen. Was trinkst du?«

»Soro«, antwortete der Inspektor.

Guirand griff in eine Schublade und zog einen Flachmann hervor.

»Das ist der beste *soro* des Viertels. Wenn du kaufst, kriegst du ihn gratis dazu.«

Der Inspektor riss die Flasche an sich. Guirand nahm einen Schlüsselbund und bedeutete Azémar, ihm zu folgen. Er ging durch einen Korridor um das Haus herum und öffnete ein hölzernes Tor zu einem kleinen Hof, in dem der Inspektor mehrere Käfige erblickte. In den meisten saß ein Kampfhahn, nur in vieren eine Katze. Der Inspektor sah ein Muttertier, das seine Jungen säugte.

»Es wird immer schwieriger, Katzen zu fangen«, erklärte Guirand. »Die Leute schaffen sich keine mehr an. Also züchte ich welche.«

Er nahm einen der Käfige, in dem eine getigerte Katze saß.

»Für zweitausend Gourde kannst du die hier mitnehmen«, bot er an.

»Du könntest eher Blei in den Schädel kriegen«, grollte Inspektor Azémar.

Überrascht, dass ihm auf einmal der Lauf einer Waffe an die Stirn gehalten wurde, ließ Guirand den Käfig fallen, der zerbrach. Die Katze nutzte die Chance und nahm Reißaus.

»Nimm, was du willst, und lass mich am Leben«, stöhnte Guirand. »Erbarmen. Ich habe eine Frau und neun Kinder.«

»Halt den Mund«, flüsterte der Inspektor. »Ich tu dir nichts, wenn du mir sagst, was ich wissen will.«

»Ja ... ja«, stammelte Guirand verängstigt. »Alles, was du willst. Aber hab Mitleid, töte mich nicht.«

Der Mann schwitzte bereits in dicken Tropfen. In diesem Land hing man an seinem Leben. Aber welchem Leben? Sein, Dieuswalwe Azémars Leben hatte nur dank Mireya einen Sinn. Was konnte er mehr erwarten? Dass der *soro* seine Leber zerfraß? Dass ein Jünger von Marasa oder Landeng ihn kaltmachte? Die Brasilianer hatten ihn sicher ebenfalls im Visier. Er zeigte das Foto von Mademoiselle Lebreniers Kater vor.

»Den will ich wiederfinden«, sagte der Inspektor.

Er kam sich dumm vor. So weit war es mit ihm gekommen. Für fünfzehntausend Dollar, von denen er fünfundzwanzig Prozent an seinen Vorgesetzten abführen musste. Er tröstete sich mit dem Gedanken, dass er nichts Illegales tat. Einer gelähmten Frau zu helfen, ihr Haustier wiederzufinden, war kein Delikt.

»Wie soll ich eine Katze auf einem Foto erkennen?«, jammerte Guirand. »Alle Katzen sehen auf Fotos gleich aus.«

Der Inspektor packte ihn mit einer Hand am Kragen, während er ihm mit der anderen den Lauf der Waffe an die Schläfe drückte.

»Es heißt, dass du sämtliche Katzen im Viertel weggefangen hast. Deinetwegen kann niemand mehr eine Katze halten.«

»Von etwas muss man ja leben«, quiekte Guirand. »Ich tue nichts Böses. Ich stelle meine Fallen auf und fange Katzen. Ich verstoße gegen kein Gesetz.«

»Dann kennst du bestimmt den Kater, den ich suche. Es ist der von Mademoiselle Lebrenier.«

»Ah, Georges!«, rief Guirand aus.

»Kehren deine Erinnerungen zurück?«

»Wer im Viertel kennt ihn nicht? Niemand würde es wagen, ihn zu essen.«

»Wenn er nicht gegessen wurde, wo ist er dann?«

»Ich kriege keine Luft«, stöhnte Guirand.

Der Inspektor ließ ihn los, bedrohte ihn aber weiter.

»Ich höre. Wenn dir dein Leben lieb ist, dann pack aus.«

»Es ist nicht meine Schuld. Ich stelle meine Fallen auf. Ich kann mir nicht aussuchen, welche Katzen hineingehen. Und außerdem verlässt Georges normalerweise das Haus von Mademoiselle Lebrenier nicht. Es heißt, dass sie die Mauern ihres Anwesens mit einem Schutz versehen hat, damit der Kater nicht ausreißen kann. Jemand muss ihm beim Ausbüxen geholfen haben.«

Der Inspektor verbarg seine Ungeduld nicht.

»Ich hab's eilig. Sprich weiter.«

»Eines Morgens habe ich Georges in einer Falle gefunden. Ich war keineswegs erfreut. Ich bin nicht der Typ, der sich freiwillig Probleme schafft.«

»Was hast du mit ihm gemacht?«

»Ich wollte ihn nicht behalten. Ich musste ihn so schnell wie möglich loswerden. Man behält keinen schwarzen Kater bei sich, schon gar nicht, wenn er verhext ist.«

»Was heißt verhext?«

»Ich hab es frühmorgens an dem Tag gehört, an dem er in die Falle gegangen ist. Er hat miaut und nach seiner Herrin gerufen. Ich sag's dir, ich habe fast geglaubt, die Stimme von

Georges, ihrem verstorbenen Bruder, zu hören. »Marie Rose ... Marie Rose ...« Adeline Marie-Rose sind die Vornamen von Mademoiselle Lebrenier. Mir lief es kalt den Rücken herunter.«

»Du redest nur dummes Zeug. Was hast du mit dem Kater gemacht?«

»Ich habe ihn an Maissa verkauft. Es heißt, sie könnte Katzen von ihren schlechten Einflüssen reinigen. Man kann sie nicht essen, ohne sich gegen bestimmte Sachen zu schützen.«

»Ist der Kater immer noch bei dieser Maissa?«

Guirand hatte seine Brille abgenommen. Seine Augen waren von Tränen verschleiert. Er war außer sich vor Angst.

»Ich kann's dir nicht sagen. Aber bei so einer Katze dauert es seine Zeit, bis man einen Abnehmer findet. Man kann viel Geld dafür bekommen, aber man muss sich vergewissern, dass man sie ohne Risiko essen kann.«

»Welches Risiko?«, fragte der Inspektor mehr aus Neugier.

»Der Kater soll Georges, der verstorbene Bruder von Mademoiselle Lebrenier, sein.«

Der Inspektor war so gewöhnt an solche haitianischen Spinnereien, dass er sich bei diesem Punkt nicht aufhielt.

»Ich muss also Maissa sprechen«, schloss der Inspektor.

»Da kann ich Ihnen nicht helfen«, jammerte der plötzlich wieder verängstigte Guirand.

»Sie ist die Geliebte von einem Bandenchef. Man kommt nicht leicht in ihre Nähe.«

»Von welchem Bandenchef?«

»Ti-Jilèt«, sagte Guirand.

Der Inspektor hatte von diesem Bandenchef gehört, der ganze Stadtviertel im Südwesten der Hauptstadt kontrollierte. Er erpresste mehrere öffentliche Dienstleister. Vom Verkauf des Wassers, das er aus dem öffentlichen Wasserwerk ableitete, profitierte in seinen Vierteln nur er. Das war nicht Inspektor Azémars Bereich, aber wenn er in seinen Ermittlungen weiterkommen und den zweiten Scheck über fünfzehntausend amerikanische Dollar erhalten wollte, musste er an Maissa herankommen.

»Ich will wissen, ob Georges noch am Leben ist«, insistierte der Inspektor.

»Bitte, ich habe alles gesagt. Mehr kann ich nicht tun. Töte mich nicht.«

Guirand begann dem Inspektor ernstlich auf die Nerven zu gehen. Er mochte keine Schisser.

»Du musst dich ein bisschen zusammenreißen«, warnte ihn Dieuswalwe Azémar. »Ich brauche dich noch.«

»Mein Gott!«, stöhnte Guirand. »Ich hätte diesen Kater einfach laufen lassen sollen.«

»Das war dein Fehler. Jeder weiß, dass schwarze Katzen Pech bringen. Wir gehen jetzt rein, in dein Haus, und prüfen dort die Lage in Ruhe.«

Der Inspektor stieß ihn vorwärts.

»Auf. Wie haben zu tun.«

\*

Sie befanden sich im einzigen Zimmer des Hauses, einem großen Schlafzimmer, das auch als Atelier diente. Eine echte Rumpelkammer. Holz, Metallschrott, Farbflaschen, Pinsel, Rollen aus Sisalfasern, Stoffe, zerstoßene Steine, Glas, Schuhe, Kleidungsstücke. Ein Hausaltar mit zwei noch brennenden Kerzen. Ein Bett mit zerknüllten und schmutzigen